

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 11. — Sonntag, den 13. März 1932.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Mit kan Könich mächt ich tauschn . . .

Anton Günthers Erinnerung an einen Königsbesuch.

Wu de Wälder hamlich rauschn,
Wu de Haad su rötlich blüht,
Mit kan Könich mächt ich tauschn,
Weil do drubn mei Heißl stieht.

So habe ich einst begeistert vor Sr. Maj. dem König Friedrich August von Sachsen gesungen. Der König lebt nicht mehr, aber

das Lied wird weiter klingen und bis in fernste Zeiten die Erinnerung immer wieder wachrufen an den letzten Sachsen-König, dem dieses Lied besonders viel Freude bereitet hat. Wie alle meine Lieder, so ist auch das Lied „Wu de Wälder hamlich rauschn“ aus einfachen Verhältnissen, aus meinem Gemüt heraus gewachsen, und zwar war es am 8. April 1905. Es flatterte hinaus auf den bekannten Postkarten und suchte sich seinen Weg in die Herzen treuer Menschen, sodaß es überall erklingt, dies- und jenseits der Grenze, freudig gesungen von jung und alt. Sonnige Tage glänzen aus meinem Leben heraus und solch sonnige Tage waren besonders jene, an denen ich vor dem König hintreten durfte, um ihm einige meiner einfachen Lieder, besonders das obige Lied singen zu können. Dieser Sonnenschein begleitete mich auf meinem Lebenspfad bis zum heutigen Tag. Es war am 28. Dezember 1906, wo kurze Zeit vorher auf dem Fichtel- und Reilberg das Hörnerschlittenfahren eingeführt war, da besuchte die kgl. Familie den Fichtelberg. Ich wurde vom Erzgebirgsverein aufgefordert, mich oben einzufinden, um der kgl. Familie etwas vorzusingen und ich sang während der Tafel die Lieder: „Mei Vaterhaus“ und „Grüß dich Gott mei Erzgebirg“, die die hohen Herrschaften sichtlich erfreuten und ich zog glücklich heimwärts, beglückwünscht von allen Seiten, aber ich traute mir damals nicht, das Lied zu singen: „Wu de Wälder hamlich rauschn“ und war deshalb nicht ganz zufriedengestellt; sollte der König ja gerade daraus erkennen, daß wir Erzgebirger ein zufriedenes, treues Volk sind. Da bekam ich

kurz vor dem 26. Juni 1907 auf einmal eine Vorladung von der Amtshauptmannschaft Annaberg durch Herrn Amtshauptmann Dr. Weißwange, und zwar stand darauf: „In kgl. Angelegenheit“, womit ich aufgefordert wurde, bei diesem Besuche dem König einige meiner Lieder zu singen. Mein altes Großmütterlein sagte damals: „Du werst schu noch esu lang machn,

bis dä amol gar nimmer hamkömmt.“ Der 26. Juni war ein nebliger, nasser Tag. Ueberall hüben und drüben war alles in heller Begeisterung über den Königsbesuch und selbstverständlich ich erst recht. Wie immer so auch hier steckte ich mir mein Pfeischen und Tabak ein nahm Rucksack, Stock und Hut und meine Gitarre und stieg in Gottes Namen, von den besten Wünschen begleitet, den Fichtelberg hinauf, wo auf allen Wegen und Wegkreuzungen treue Menschen warteten, die mir immer zuriefen: „Also Toni! mach fei dei Sach!“ Am Fichtel-



König Friedrich August von Sachsen:
Aufstieg nach dem Fichtelberg 1906.

berg waren schon Vereine versammelt und viel Menschen. Ich ging in die Küche der Familie Hieße des damaligen Bergwirtes und wartete natürlich klopfenden Herzens. Der König kam wie ein Wanderer gekleidet, begeistert begrüßt und angestaunt ging er, leutselig grüßend in das vorbereitete Speisezimmer, wo sich Herr Amtshauptmann Dr. Weißwange, Herr Seminaroberlehrer Möckel, als Vorsitzender des Erzgebirgsvereins und andere hohe Herren zur Begrüßung eingefunden hatten. Als ich den König so gemütlich und leutselig reden hörte in seinem schlichten Wanderkleid, da war ich gleich freudiger gestimmt und freute mich schon aufs Singen. Herr Amtshauptmann sprach mit mir vorher und meinte, ich solle erst ein Lied singen, wo der König gleich eine echte Erzgebirgsgehalt sieht, und zwar „Dr. alta Hannelsmah“ und das Lied



Hörnerschlittenfahrt des Königs Friedrich August von Sachsen
vom Fichtelberg 1906.

„Wu de Wälder hamlich rauschn“ solle ich einstweilen weglassen, bis sich die Gelegenheit ergibt. Ich zog mich an als Handwerksmann mit blauer Schürze, Tragkorb, Stock, steckte meine Pfeife in Brand und als das Essen vorüber war, setzte sich mein Freund

Hans Kranl beim Eingang hin, um mich auf der Gitarre zu begleiten. Es war gegen Abend und ich trat mit dampfender Tabakspfeife ein als Hannelsmah. „Gutn Ohnd!“ habe ich gesagt und lautlose Stille trat ein. Der König musterte mich, verfolgte jedes Wort und ich sang das Lied: „Dr alta Hannelsmah“. Der König verstand alles, nur frug er mich, was das Wort „Saasnmah“ bedeute (Der Senfmann). Der König klatschte freudig und gab mir die Hand. Ich trat ab, zog mich schnell um und trat nun selbst mit der Gitarre in der Hand vor ihn und sang: „Mei Vaterhaus“, „De zwaa Finkn“, „Grüß dich Gott mei Arzgeberch“ und „De Pfeif“. Nach dem Liede sagte der König: „Sagen Sie mal, was machen Sie denn, wenn Sie einmal einen Kater haben, schmeckt da auch die Pfeif?“ „Die schmeckt immer, Majestät“, war meine Antwort. Der König frug mich noch so Verschiedenes über meine Herkunft und mein Schaffen und freute sich herzlich. Dann sang ich noch „Feierohnd“ und gerührt und erfreut drückte mir der König die Hand. Mit einer Verbeugung trat ich ab und war der Meinung, ich sei fertig. Als ich gerade etwas essen wollte, um mich zu stärken, kam der Herr Adjutant des Königs heraus in die Küche und sagte: „Herr Günther, Majestät wünscht, Sie möchten noch einmal herein kommen.“ Was wird da los sein? Ich trat wieder vor den König, es war schon eine recht gemütliche Stimmung und der König frug mich: „Sagen Sie mal, Sie können doch auch ein Lied, wo etwas vom König vorkommt.“ Nun war der Augenblick gekommen. „Das ist das Lied: Wu de Wälder hamlich rauschn, Majestät“, war meine Antwort. „Nun, das müssen Sie schon mal singen.“ Kein Mäuschen rührte sich. Der König sah mich scharf an und ich blickte ihm in die treuen Augen und sang aus voller Brust: „Mit kan König mächt ich tauschn!“ Das Lied war zu Ende, bei manchen Anwesenden waren die Augen naß geworden und sichtlich erfreut drückte mir der König die Hand und sagte, daß ihm das Lied besonders gefallen hätte und dasselbe eines meiner schönsten Lieder sei. Zu seinem Nebenmann hörte ich die Worte sagen: „Der Mann hat eigentlich recht“. „Nun singen wir aber noch eins“, sagte er, „und zwar „De Ufnbant“. Jetzt kam erst rechte Stimmung hinein und ich sang das Lied „De Ufnbant“, sodaß ein herzliches Lachen aufging und alle Anwesenden der Meinung waren, der König sei einer der Unsrigen. Dann mußte ich dem König noch das Gedicht sagen „Dr König kimmt“, welches ich vor dem hohen Besuch in der „Obererzgebirgischen Zeitung“ abdrucken ließ und, dann trat ich endlich befriedigt mit dem Danke des Königs ab, in der Ueberzeugung, dem König eine Freude bereitet und der Heimat und unserem erzgebirgischen Volk einen Dienst erwiesen zu haben.

Alles beglückwünschte mich und ein Schulkamerad sagte zu mir in heller Begeisterung: „Gonger, du bist a Mistviech!“ Und nun wurde das Lied erst recht bekannt und gesungen. Beim nächsten Amtstag im alten Rathaus in Oberwiesenthal wurde mir der Dank und die Anerkennung des Königs ausgesprochen. Am 29. August 1913 wurde mir von Sr. Maj. dem König huldvollst das Ehrenkreuz mit der Krone verliehen. Den Dank dafür konnte ich in einem Liede: „'s goldina Kreizl“, enthalten in Heft 17 „Dr Tolerhanstonl“ für Klavier und Gesang, er-

schienen bei Friedrich Hofmeister in Leipzig, zum Ausdruck bringen. Dieses Kreuzlein hat mir besonders im Feld gute Dienste geleistet und mich und meine Kameraden immer wieder erinnert an das Lied: „Wu de Wälder hamlich rauschn“ und so hat es mich auch wieder heimwärts geführt.

Vieles könnte ich über Erlebnisse mit dem Liede niederschreiben, Augenblicke, die ich im Leben nie vergesse. Nur einiges will ich heute besonders noch hervorheben. So sagte z. B. beim Sachsenfest in Dresden, es war wohl Anfang 1914, der Kronprinz zu mir: „Na, Herr Günther, Ihre Lieder sind wirklich schön, denken Sie mal, zu Vaters Geburtstag haben wir Kinder Ihr Lied gesungen: „Mit kan König mächt ich tauschn“ und „De Ufnbant“. Im selben Jahre kam unter Führung meines Freundes Volkmar Höhlitz, der damals als Grenzaufseher in Oberwiesenthal war, eine Militärkapelle herüber nach Gottesgab und diese Kapelle spielte vor meinem Hause: „Mit kan König mächt ich tauschn“ und manche Schulkasse stellte sich während ihrer Wanderung vor mein Haus und sang dasselbe Lied. Und erst im Krieg, im Felde, da haben hunderte Kameraden aus Heimatsehnsucht oft und oft gesungen: „Wu de Wälder hamlich rauschn“ und heute erklingt das Lied noch überall, wo heimattraue Menschen ihrem Gemüt Ausdruck verleihen wollen.

Der König ist heimgegangen, 's is Feierohnd“ und unsere Heimatwälder rauschen noch das alte Lied von Liebe und Treue zu Heimat und Volk. Stehen wir so fest und treu zusammen wie die Fichten unserer Heimatwälder, dann werden wir die Stürme der heutigen Zeit überdauern, bis ein neues Morgenrot in unsere Herzen leuchtet und ein heimliches Rauschen unser Gemüt wieder beseelt zu

Dank und Treue für Heimat und Volk, aber auch zu Dank dem letzten Sachsenkönig, damit wieder Frieden und Zufriedenheit einkehrt in deutschen Landen und uns die Worte des Königs beim Gesang des Liedes „Wu de Wälder hamlich rauschn“ immer wieder hervorleuchten: „Der Mann hat eigentlich recht!“ Unter diesen Worten sollen wir verstehen: Das Volk hat eigentlich recht, welches treu zu Heimat und Volk steht in allen Stürmen des Lebens und der Zeiten. Und wenn wir die Treue halten, allem, was gut und recht ist, dann werden wir auch das heimliche Rauschen unserer Wälder recht verstehen, welches uns zuruft:

„Glücklich ist nur der Mensch,
der sich glücklich fühlt.“

Möge die kommende Zeit unserem Volke wieder Arbeit bringen, denn nur die Arbeit bringt Brot und damit Zufriedenheit und dann werden wir immer wieder gerne singen:

Auf de Barg do is halt lustig,
Auf de Barg, do is halt schief,
Do scheint de Sonn' am allererstn,
Scheint se ah am längsten hie:
Wu de Wälder hamlich rauschn,
Wu de Haad su rötlich blüht,
Mit kan König mächt ich tauschn,
Weil do drubn mei Heißl stieht.

Anton Günther.





Die ihre Heimat verließen

Originalroman
von Otfried von Hanstein.

(16. Fortsetzung.)

Die weiße Yacht des Sennor Buderus war inzwischen doch einen Augenblick an einem der Landungsstege für kleinere Schiffe vor Anker gegangen.

Während der Besitzer seinem Schwager Don Hieronimo zuwinkte, war eine drahtlose Depesche gekommen, die ihn zu dieser Landung veranlaßte.

Ein großer, mässiger Mann, vollständig als Farmer aus dem Innern gekleidet, mit befransten Leggings, großen, silbernen Sporen, besticktem Wams und mit Silbertrödeln versehenem breitrandigem Sombrero, stand am Ufer.

„Hallo, Don Gerardo, wollen Sie mich mitnehmen?“

„Sieh da, Don Ricardo, das ist ja ein gutes Zusammenreffen.“

„Darf ich an Bord? Haben Sie Platz für mich bis Santa Maria?“

„Caramba! Mit tausend Freuden! Hoffentlich bleiben Sie lange mein Gast.“

„Kann nicht, will nur mein Töchterchen abholen, das seit vierzehn Tagen Ihrer Gattin Gesellschaft leistet.“

„Also an Bord, dann haben wir keine Zeit zu verlieren.“

Die Yacht wendete, fuhr langsam wieder aus dem Hafen heraus und glitt dann in der hellen Mondnacht die Küste entlang nordwärts —

Es war wieder Abend. Günter Schellhorn, jetzt Günter Schönwald, der den heißen Tag über noch in der Kabine gewesen war, war an Deck gekommen.

Er fühlte sich noch etwas matt, aber sonst vollkommen gesund. Die Yacht hatte mehrere Stunden in einem kleinen Nest vor Anker gelegen, weil an der Schraube etwas in Unordnung war, jetzt aber befanden sie sich nicht mehr auf dem offenen Meere, sondern waren in einen der Mündungsarme des Amazonasstroms eingebogen.

Buderus hatte seinem Gast mit Absicht Ruhe gelassen, jetzt aber, wie Günter in einem bequemen Liegestuhl an Deck saß, trat er an ihn heran.

„Machen Sie sich vorläufig wegen Ihrer Zukunft keine Gedanken, zunächst müssen Sie sich erholen, und das geschieht am besten auf meiner Farm. Sie werden uns ein willkommener Gast sein, denn jeder ist uns willkommen, der neue Nachrichten aus unserer Heimat bringt. Sind Sie gesund, gibt es viel Arbeit, sind Sie tüchtig, dann kommt auch der Erfolg.“

Günter saß nun allein auf dem Vorschiff. Er hatte wohl bemerkt, daß in Para Belem noch ein anderer Gast an Bord gekommen und daß dieser ein lärmender, lauter Mann war; aber es war ihm lieb, heute noch allein zu sein. Er fühlte seine Nerven einem alltäglichen Gespräch noch nicht gewachsen.

Der Steward hatte ihm gutes Essen und eine Flasche eisgekühlten Wein auf ein kleines Tischchen gestellt und jetzt war er allein. Ihm war feierlich zumute, es war wie eine Erfüllung eines ersehnten Traumes. Es waren die gelblich grünen Wellen des sagenumspönten Amazonasstromes, auf denen er jetzt dahinfuhr und wunderbar üppig, von herrlichster Tropennacht übergossen, lag die Insel Mexicano bereits hinter ihnen.

Hochragende Brotfrucht- und Korallenbäume und andere Tropengewächse gaben ein wundervoll in verschiedenen grünen Tönen abgestimmtes Bild. Der Fluß war vorläufig noch seeartig geweitet, aber von unzähligen Inseln überdeckt, und auf diesen Inseln blühten und wuchsen die mannigfachsten Pflanzen, deren Samen der Fluß aus dem tiefsten Innern herangebracht hatte.

Das Bett wurde enger, die Wälder traten bis an das Ufer. Immer wieder sperrten Inseln den Strom und teilten ihn in

unzählige Arme und Kanäle, deren Ufer von Urwaldbäumen bestanden waren, so daß das Schiff wie unter einem Blätterdach dahinfuhr. Die Yacht war nicht mehr allein, ein anderes, noch viel kleineres Fahrzeug fuhr hier gewissermaßen als Pfadfinder voraus.

Es war inzwischen Nacht geworden. Trotzdem wurde die Luft wärmer, dabei war sie feucht wie die eines Treibhauses. Sie und da ertönten laute, unheimliche Schreie in der Ferne, das Geheul der Brüllaffen, die gespensterhaft in der Nacht von Baum zu Baum stiegen, und ihnen antwortete dann das Getöse aus dem Schlaf aufgeschreckter Papageien.

Günter überließ sich ganz der seltsamen Stimmung, er hatte auch die elektrische Lampe ausgeschaltet, während hinter ihm auf dem Achterdeck Buderus und der Fremde saßen und der Letztere unter bröhnendem Lachen mit einer lauten Stimme, die bis zu Günter herüberscholl, Witze in portugiesischer Sprache erzählte.

Es mochte gegen zehn Uhr sein, als plötzlich der Motor aussetzte und die Yacht stehen blieb.

Buderus und der Fremde eilten hinunter, Günter erschrak unwillkürlich. Er war noch nicht kräftig genug, um einem neuen Schiffsunglück gefaßt entgegenzutreten, er stand auf und wollte gleichfalls hinunter, als Buderus ihm entgegentrat.

„Keine Besorgnis, mein Lieber, ein kleines Pech, aber es ist gut, daß es uns nicht auf dem offenen Meere ereilte. An der Schraube ist etwas in Unordnung und der Motor arbeitet nicht. Wir können das in der Nacht nicht reparieren, aber es macht nicht viel. Mein zweites kleineres Boot muß uns ins Schlepptau nehmen. Es wird freilich langsamer gehen, aber das ist auch alles.“ — — —

Günter hatte sich wieder in den Deckstuhl gelegt. Die Nacht war so warm und das Fremde dieser Umgebung hielt ihn so gefangen, daß er doch nicht zu schlafen vermocht hätte.

Die beiden Herren waren in ihre Kajüten gegangen, ganz langsam glitt die Yacht über den Strom. Seitdem der Motor schwieg und das Schiff von dem kleineren Boote gezogen wurde, war es ganz still.

Welch eine Nacht!

Die gewaltigen Bäume des Urwaldes, die hoch aufragten und nur selten den Sternen gestatteten, sich in dem schwarzlichen Wasser zu spiegeln. Bisweilen der Schrei eines Raubtiers, das sich vielleicht ganz nahe zur Tränke begab, oder ein schwerer Körper schwamm langsam über das Wasser. Manchmal völliges Dunkel in ganz engen Kanälen und dicht bei ihnen das Schreien aus dem Schlaf gerissener Vögel, dann wieder der weite Strom, zwei helle Lichter ihnen entgegen: Ein großer Raddampfer mit erleuchtetem Deck rauschte vorüber, hinter ihm wieder das Dunkel der Nacht. Nun etwas Zauberhaftes: kleine glühende Körperchen im Wald, unzählige, leuchtende Punkte, bald ganz vorn am Ufer, dann wieder weit hinten im Dickicht, als huschten Menschen oder Waldgeister mit Fackeln umher. Leuchttrüger, aber viel größer und heller, als Günter sie kannte. Wieder Schweigen der Nacht, das Rauschen der Wellen, nächtliche Tierstimmen und ganz langsam stromauf gezogen die Yacht. Eingeschliefert von all dem feierlich Stillen, fielen Günter die Augen zu. — — —

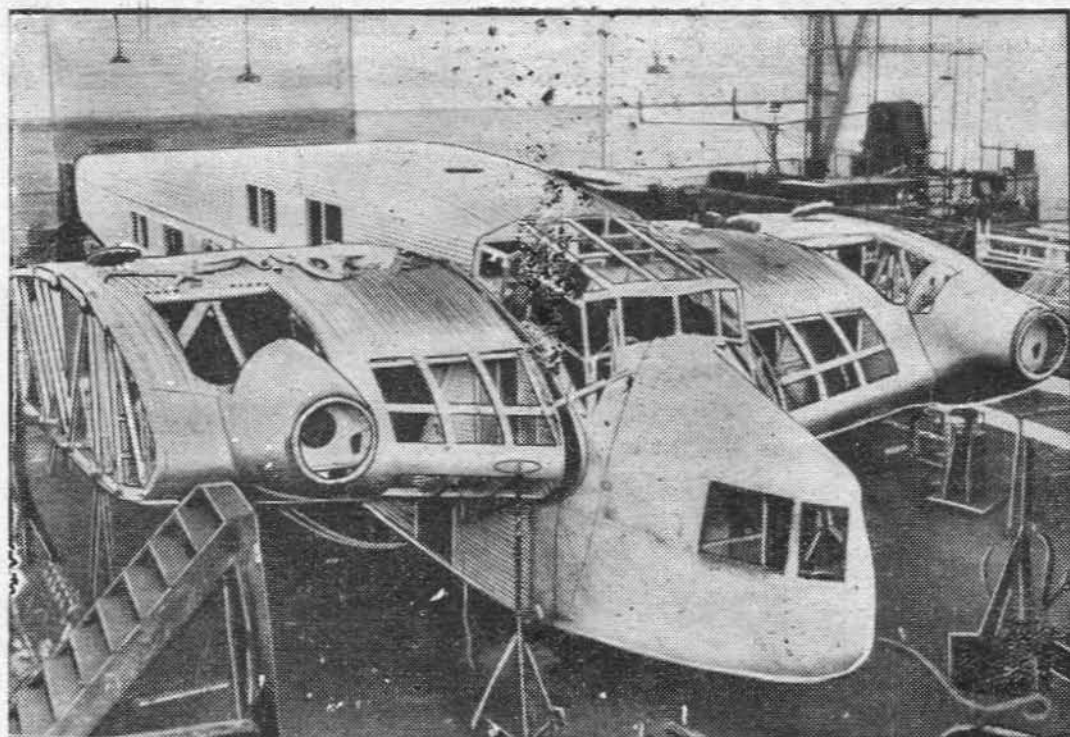
Zwei Tage und zwei Nächte waren sie gefahren. Der Motor arbeitete wieder und Günter hatte sich vollständig erholt. Er hatte auch den großen Fremden kennen gelernt und da er die Ueberfahrt auf der „Ariadne“ dazu benutzt hatte, portugiesisch zu lernen, auch mit ihm gesprochen. Heute war andere Stimmung an Bord. Der Urwald trat ein wenig zurück und an den Hängen des Ufers lagen zwischen duftenden Apfelsinengärten einige in bunten Farben angemalte Häuschen.

„Wir sind am Ziel, Don Güntero, denn so wird man Sie jetzt nennen, Herr Schönwald. Das dort ist das Städtchen Obidos. Jetzt werden wir zu Pferde steigen, was Ihnen als Landwirt nicht schwer fallen wird, und in zwei Stunden sind wir in Santa Maria.“

Ein paar wilde Gestalten standen am Ufer, die Machete im Gürtel. Es waren Männer, die zur Farm gehörten und ihren Herrn mit freudigem Zuruf begrüßten. Dann wurden Pferde

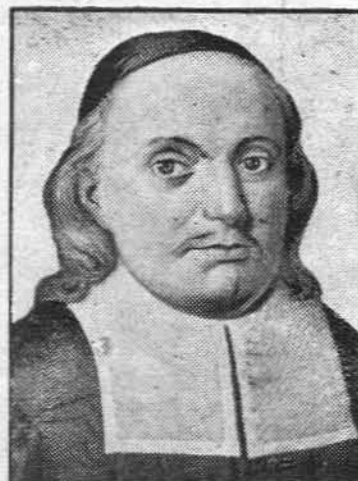
(Fortsetzung siehe 6. und 7. Seite.)

Bilder aus aller Welt



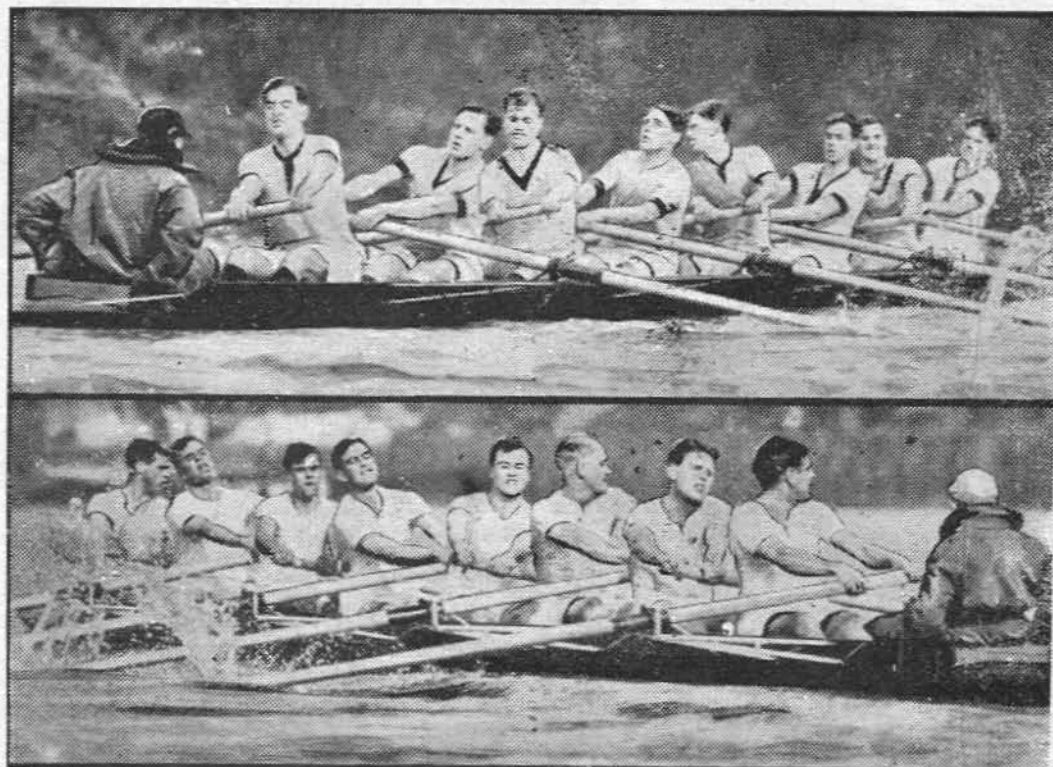
Das Junkers-Riesenflugzeug D 2000 wird aufgestockt.

Die Umarbeiten an dem Riesen-Flachflugzeug D 2000, dessen Kabine ein Oberteil erhält, um 30 Passagieren Platz zu bieten. D 2000, das bisher fast ausschließlich Fracht beförderte, wird auch weiterhin auf der Strecke Berlin—London eingesetzt werden. Als Neuerung im europäischen Luftverkehr wird die Passagier-Kabine erstmalig auch ein Raucherabteil erhalten.



Zum 325. Geburtstag des geistlichen Liederdichters Paul Gerhardt.

Paul Gerhardt, der Dichter von 120 geistlichen Liedern, wurde vor 325 Jahren, am 12. März 1607, in Gräfenhainichen geboren. Gerhardts Lieder sind von ergreifender Innigkeit und Wärme, sein „Befehl du deine Wege“ und „O Haupt voll Blut und Wunden“ sind in allen protestantischen Gebetbüchern enthalten.



Oxford und Cambridge im Schluß-Training für den großen Ruder-Zweikampf.

Oben: die Oxford-, unten: die Cambridge-Mannschaft beim Training auf der Strecke von Putney nach Mortlake, auf der Mitte März der traditionelle Ruder-Wettkampf der Achter-Mannschaften der englischen Universitäten Oxford und Cambridge stattfindet.



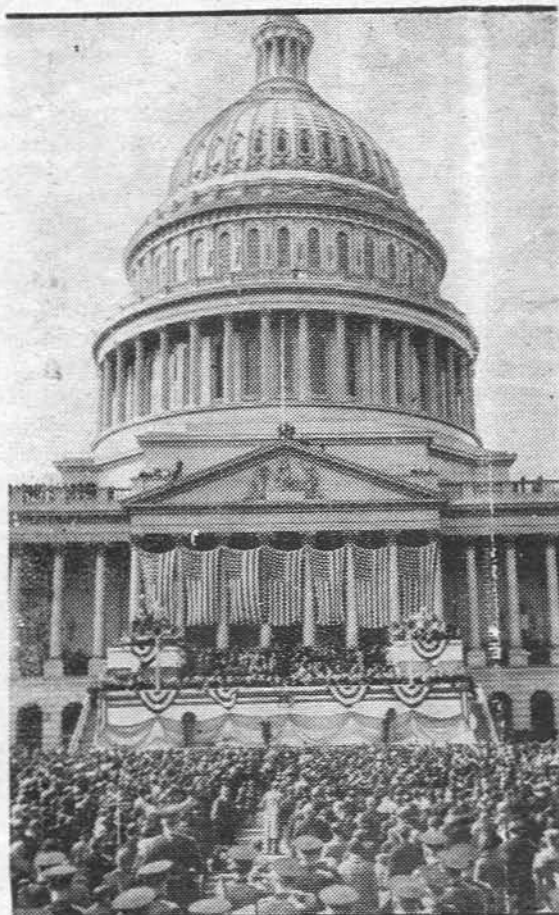
Zu dem aufsehenerregenden Diebstahl des Königmantels von Hawaii.

Unser beistehendes Bild rechts zeigt den hawaiischen Königmantel im Berliner Völkerkunde-Museum. Ein ebensolcher Mantel wurde aus dem Ethnologischen Institut der Universität Göttingen von einer — vermutlich ausländischen — Diebesbande gestohlen. Der Wert des Mantels wird auf 5 Millionen geschätzt.



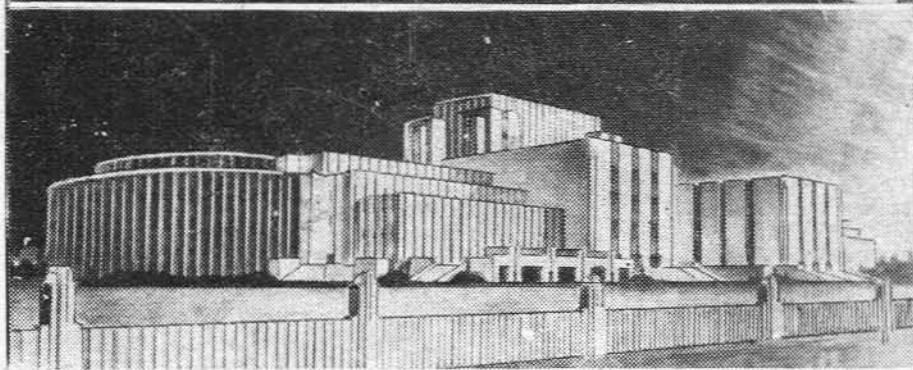
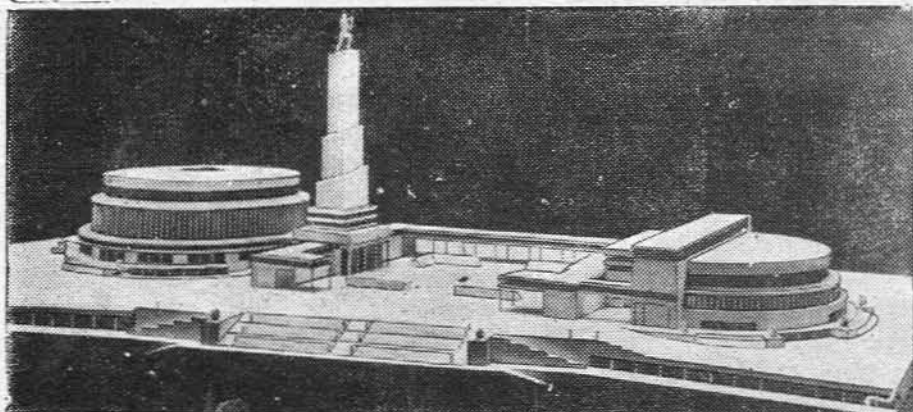
Deutscher Sieg in Leipzig i. Fußb.-Länderkampf gegen Schweiz.

Oben: Sechshane, der schweizer Torwächter, faustet den Ball ins Feld zurück.
Unten: Nur mit Mühe vermag die Leipziger Polizei den Andrang von Zehntausenden von Zuschauern in geordnete Bahnen zu lenken.



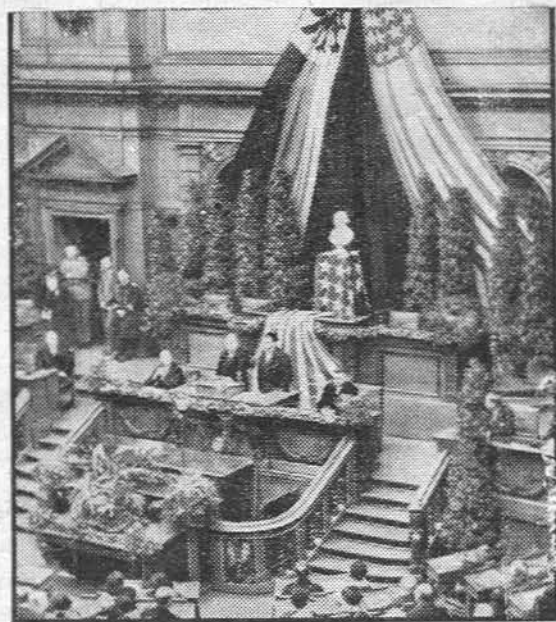
Zwei Kontinente
feiern Washingtons 200. Geburtstag.

Die offizielle amerikanische Washingtonfeier vor dem Kapitol in der Bundeshauptstadt Washington.



Preisgekrönte Entwürfe für das Zentralgebäude der Sowjet-Regierung.

Nach langen Prüfungen hat die Sowjet-Regierung aus der Fülle der eingesandten Entwürfe für das geplante riesige Zentralgebäude der Sowjet-Regierung in Moskau nun drei Entwürfe preisgekrönt, zwischen denen die engere Wahl erfolgen soll. Oben: Der Entwurf des russischen Architekten Josan.
Unten: Der Entwurf des amerikanischen Architekten Hector Hamilton.



Die offizielle deutsche Washington-Feier im Reichstag während der Ansprache des amerikanischen Botschafters Sackett. Vor ihm hatte Reichskanzler Dr. Brüning die Glückwünsche der deutschen Regierung anlässlich des 200. Geburtstages George Washingtons zum Ausdruck gebracht.

herbeigeholt, kleine halb wilde Tiere, aber Günter war wieder völlig Herr seiner Kräfte. Wie herrlich war es, nach den langen Leiden der Seefahrt wieder auf festem Boden zu reiten! Es ging bergauf und Wald nahm sie auf. Leises Dämmerlicht drang durch die Wipfel der Riesenbäume. In Stockwerken baute sich eine Vegetation auf die andere und Riesensträucher, deren Wurzeln die Erde nicht erreichten, saugten sich hoch in der Luft an anderen Baumstämmen fest. Wie Schiffstau hingen Lianen bis zum Boden hernieder. Den Boden bedeckten gewaltige Farne, dazwischen dunkelrote seltsame Blüten, und herrliche Orchideen hingen von den Ästen und schickten ein Gewirr von Luftwurzeln zur Erde. Was waren das für seltsame Farne mit haarigen Federkronen, wie gewaltig waren die Stämme der Polijander- und Mahagonibäume, aber das Reiten auf dem engen, immer wieder mit der Machete dem Urwald abgerungenen Pfad war unendlich gefährlich. Zwei Stunden dauerte der Ritt, dann öffnete sich vor ihnen eine weite, gerodete Fläche. Die erste Kaffeepflanzung, die Günter in seinem Leben gesehen. In der Mitte ein Hügel und auf ihm ein weitgestrecktes, rings von einer lustigen Veranda umgebenes einstöckiges, weiß leuchtendes Haus. Der sanft ansteigende Hügel bildete einen Garten von paradiesischer Schönheit. Gelbe und rote Blüten des Krotonstrauhs sahen aus dem schimmernden Grün, herrliche Apfelsinen, die nirgends so schön gedeihen als hier, lachten von überschweren Zweigen.

„Jetzt steigen Sie ab und treten Sie ein. Willkommen in Santa Maria.“

Die Tür des Hauses führte unmittelbar in einen sehr großen und angenehm kühlen Saal, in dem ein gedeckter Esstisch stand.

„Schnell einen kühlen Trunk, dann ein Bad, dann eine Stunde Schlaf und darauf das Essen.“

Sie tranken im Stehen ein Glas kühlen Weines, dann schritten sie auf der anderen Seite über einen gartenähnlich angelegten Hof mit Springbrunnen zu einem Seitengebäude. Auch hier waren Veranden rings herum und während der große Portugiese, der hier wie zu Hause schien, weiterging, führte Buderus Günter in eines der Fremdenzimmer. Ein weiter Raum, sauber, aber mit wenig Möbeln, die Tür auf die Veranda geöffnet. Dahinter der Schlafraum. Allerdings anstatt des Bettes ein über ein Gestell gespanntes Leinentuch und eine weiche Binsenmatte, in weiße Laken gehüllt, als Deckbett. Außerdem eine gefüllte Badewanne im Zimmer. — —

Günter hatte gebadet und eine Stunde geschlafen. Ohne sich zu zieren, machte er von dem weißen Tropenanzug Gebrauch, den ihm der einheimische Mozo aus den Beständen seines Gastgebers gebracht hatte. In seinem durch den Schiffbruch zerschundenen einzigen Anzug konnte er unmöglich den Damen des Hauses gegenüber treten. Der Mozo bat ihn zu Tisch. Es war wieder in der großen Halle und Buderus trat ihm entgegen.

„Gestatte, liebe Minudita, daß ich dir den Helden des Schiffbruchs vorstelle, von dem ich dir schon erzählte. Hier meine Schwester Margareta, eine Deutsche, wie wir beide, und jetzt die Frau meines Schwagers, den ich in Para begrüßte. Hier mein Töchterchen Minuditina. Eigentlich eine Torheit. Nicht wahr, sie ist eine recht kräftige junge Dame von sechzehn Jahren und Minudita ist eigentlich nur ein Rosewort und heißt „Kleinch“, Minuditina wäre also das „kleine Kleinch“ und das straft meine Tochter wohl Lügen. Dies aber ist Donna Tracema, die Tochter meines Gastfreundes Don Ricardo.“

Günter ließ seine Augen über die Gesellschaft gleiten. Die beiden älteren Damen hatten graue Haare, aber Frau Buderus war auch jetzt noch eine sehr interessante Erscheinung von pikanter Schönheit. Buderus Schwester Margareta war stärker, blond und ein wenig derb. Ihre junge Nichte ähnelte ihr, die achtzehnjährige Tracema aber war feingliedrig wie Frau Minudita, hatte ein zart geschnittenes Gesicht, war sehr lebhaft und da es der Zufall wollte, daß sie neben ihm saß und er natürlich die Einzelheiten des Schiffbruchs ausführlich erzählen mußte, hing sie an seinen Lippen.

Auch lange nach der Mahlzeit, als er wieder in seinem Fremdenstübchen saß und die erste Nacht in der Neuen Welt zu schlafen versuchte, konnte er sie nicht vergessen, diese großen schwarzen Augen der schlantgliedrigen Tracema, die unwillkürlich seine Seele und seine Sinne gefangen genommen.

Doktor Ernst Kalweit trat in das Hotelzimmer, in dem Don Hieronimo den beiden Damen gegenüber saß. Sofort stand Grete Wendeborn auf und trat ihm entgegen.

Ein wehmütig liebes Lächeln lag um ihren Mund, als sie ihm jetzt die Hand bot.

„Lieber Freund — sprechen und fragen Sie nicht. Ich weiß, was Sie tun wollten, ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Aber ich bitte Sie, machen Sie es mir nicht schwer. Es ist vielleicht mein Glück, das ich von mir stoße, aber ich habe meinen Verlobten von ganzem Herzen geliebt und liebe ihn auch jetzt noch über den Tod hinaus. Ich könnte Ihnen nicht das sein, was Sie von mir erwarten würden. Ich werde dem armen Toten die Treue bewahren und niemals heiraten. Dank, lieber Freund, tausend Dank, aber es ist mein fester Entschluß: Ich gehe morgen mit meiner Freundin Metella auf die Farm ihres Stiefvaters.“

10. Kapitel

Ernst Kalweit saß Don Hieronimo in dem kleinen Sonderzimmer des Hotels beim Abendessen gegenüber.

„Nun lassen Sie uns anstoßen und machen Sie kein so betrübt Gesicht. Der Mensch ist doch sonderbar. An diesem Morgen noch hatten Sie nicht den geringsten Gedanken an eine Ehe mit Grete Wendeborn — jetzt ist die Sache nicht ausgefallen wie wir gehofft und nun lassen Sie die Flügel hängen. Kopf hoch! Jeder ist seines Glückes eigener Schmied. Nichts ist schwieriger und undankbarer, auch verantwortungsvoller, als im Leben eines anderen Menschen Schicksal spielen zu wollen. Eigentlich bin ich schuld. Ich habe die Sennorita für überlegender und vielleicht für weniger sentimental gehalten. Sie hatten recht! Immerhin, die Ablehnung darf Sie nicht schmerzen und darf am wenigsten Ihren Stolz kränken. Es ist im Gegenteil ein Zeichen eines ganz hochstehenden Charakters, daß sie dem Verlobten, der anscheinend ja auch ein Mann von vortrefflichem Charakter gewesen ist, auch über das Grab hinaus Treue hält. Aus der ganzen Form der Ablehnung können Sie deutlich sehen, daß durchaus nicht Ihre Person, sondern eben nur die noch so lebendige Liebe für den andern der Grund der Ablehnung war. Sollte Ihre Neigung eine beständige sein — lassen Sie ihr Zeit —“

Ernst schüttelte den Kopf.

„Nach dieser Ablehnung kann ich nicht zum zweiten Mal kommen. Sie verstehen mich falsch. Im Gegenteil, ich schätze sie fast noch höher. Ich weiß sogar nicht einmal, ob es mich nicht im Innersten an ihr irre gemacht hätte, wenn sie sofort zugegriffen hätte.“

„Nun also —“

„Ich habe Angst um sie! Nehmen Sie mir es nicht übel, verehrter Don Hieronimo, es war unrecht von mir, Ihren Rat so schnell zu befolgen. Wäre ich ihr nur als Freund gegenübergetreten, dann hätte ich zum wenigsten eine Verbindung mit ihr unterhalten können. Jetzt kann ich sie nicht einmal um einen Briefwechsel bitten, denn sie würde meine Briefe nicht unbefangen lesen und mir noch weniger unbefangen antworten.“

Hieronimo lachte

„Da sehen Sie. Der Mensch ist also eigentlich noch viel schlimmer als der Teufel. Der selige Mephisto ist, wie Goethe sagt, das Wesen, das stets das Böse will und stets das Gute schafft, bei dem Menschen ist es leider umgekehrt. Nun reisen Sie ruhig nach Chozo de los Angeles. Ich selbst kann zwar auch nicht viel tun, aber ich werde jedenfalls dem Friedensrichter von Miranda, der mich sicher dem Namen nach kennt, schreiben und ihn bitten, nach Möglichkeit ein Auge über den Damen zu haben und ihnen zur Verfügung zu stehen, wenn sie Hilfe brauchen.“

In derselben Nacht bestieg Dr. Kaluweit den Zug, der ihn zunächst bis zur Endstation der Bahn nach Leopoldina bringen sollte. Werner Hölzke brachte ihn bis zu dem Zuge.

Ernst hatte noch einen Brief an Grete geschrieben, den der Freund zur Beförderung übernahm. Dann lehnte er sich im Ecksitz zurecht. Er hatte noch keine Lust, den Schlafwagen zu besteigen. Er war eigentlich immer ein einsamer Mann gewesen, ein Mann der Arbeit, der sich nicht viel mit Sentimentalitäten abgab. Und jetzt —

Er stand auf, warf die Zigarre fort und ging in den Schlafwagen. Er hatte einen Strich unter die Erlebnisse in Rio gemacht. Vielleicht war es besser so. Vielleicht war er glücklicher, wenn er die gewohnte Freiheit behielt und den Kopf frei hatte für seine neue Arbeit. Er vermochte seine Nerven zum Schlaf zu zwingen und als er am Morgen erwachte, war sein Geist so von der bedrückenden Arbeit erfüllt, daß er begann, die Reise und die Erlebnisse in Rio als Vergangenheit — als eine verschwundene Episode zu betrachten. Als er dann endlich in Leopoldina den Zug verließ und der Majordomo, ein alter breit-schulteriger Mann in malerischer Landestracht, ihn begrüßte, da lachte er ihm freudig entgegen, bestieg das Pferd und ritt, wieder völlig der Mann der Tat, der „Hütte der Engel“ entgegen.

Am Morgen nach des Doktors Abreise war der Stiefvater Metellas gekommen. Sehr geschneitelt, sehr nach Parfüm duftend, um so weniger günstig der Eindruck.

„Selbstverständlich sind Sennorita der Gast meiner bescheidenen Farm. Ich bin ja entzückt — ich bin begeistert —“

Immer wieder suchte er Gretes Hand zu küssen. „Ich werde mir also gestatten, die Damen heute Abend um neun Uhr im Auto abzuholen.“

Als er gegangen, war Grete in tiefen Gedanken versunken. Metella erriet, dieser Mann hatte ihr mißfallen.

„Ich möchte noch einmal zum Konsul.“

„Warum?“

Grete sah Metella nicht an. „Ich denke, es ist doch am besten, ich fahre nach Deutschland zurück, wenn ich hier nicht gleich etwas finde.“

Metella begann zu weinen. „Du willst nicht mit?“

„Es ist doch Torheit. — Deines Vaters Gastfreundschaft mißbrauchen —“

Metella war völlig verändert. War weder lustig noch übermütig. „Ich stehe dich an, komm mit! Komm wenigstens auf ein paar Wochen mit!“

„Aber Kind!“

(Fortsetzung folgt.)

Moosch'n Feierabend



Wie dr Kasper-Moritz mit sen Christel zur Wahl ging

Dr Kasper-Moritz war ener von altn Schlog, dar trei un redlich sich durchs Labn schlug. 's wolltn deshalb a gar nett in Kup, daß sich de Zeit wagn Reichtum un Eitelkeit rimstritten un alles schänner un besser hobn wolltn. 'r kümmerte sich net viel drim, wos draußen in dr Walt fir sich ging. Wenn de Winterohnd lang wurn, ging'r nieber zun Korbfried, do wur ieber dann un gem dickerfert, oder ah manchmol an ne Sunntignochmittig.

Nu war wieder amol Reichstagswahl, un de Wahlzetteln warn ah beim Moritz von alln Partel'n netgetrogn worn. Dr Moritz wur obr in dats Schreiberei nett gescheit, denn jede Par-

tei versprach de rosigstn Sach'n, dos klang, als wenn noch dr Wahl de gebrotn Taubn offn Tisch gestug'n käme. Aber jedsmol stand drinne, daß dos, wos die annern Partee versprach'n, bluß Lügen warn.

In seiner Hilfslosigkeit freget dr Moritz ne Korl amol, wie'r über dr Wahl dacht un wos für ene Partei ar fir de richtige hielt. Dr Korl war aber auf die Sachn schlacht ze sprachn un pulteret: „Meithalm könnt dr Reichstog Reiber un Soldatn spielen oder Hachemannl mach'n. Wenn die Zeit gewählt sei, komme nochert statt de schinn Versprachung un gebrotn Taubn dr Auspänder un hult, wos noch do is. Moritz,“ saht 'r, „Safn bloßn un Wahlreden is äns. Do schillerts nooch alln Seitn. Wenn ähner obr genau hiehorcht, do is salten e Tröpl Wahrhät ze findn. Denk dr nár, do leht hot äner in Stadtel ene Wahlred gehált un gesat, 's Privateigentum wár Gemeingut. Wie dos Grußmaul nooch seiner Wahlred wieder ehem wollt, war sei neier Hut un Mantel verschwundn. Dar Dingerich dacht vielleicht, sei Privateigentum geháret net miet zu dann Gemeingut, wos ähner aus seiner Versammlung noch nett besaffn hát. Ausgelacht is'r worn un gegónt hobn se ne dos alle, daß er's an fenn ägene Leib spürn mußt, wos 'r firn U'sinn gelatscht hat. Wenn de mir en Gefalln tue willst, Moritz, do red nimmer von dr Wahl!“

Für'n Moritz war nu gutr Kot teier, denn früher war 'r a amol wáhl'n gange. Dozemol gob's noch nett e fuviel Partee. Die konnt mr an de Finger ohzehl'n. Un troghdam wußt dr Moritz nett, wos 'r wáhl'n sollt. Dr Schulmäster, dar ne Moritz gut kannt, gob in Hausflur vorn Wahllokal Stimmzetteln aus, für nr bestimmtn Partee. Dar saht zun Moritz: „Meine Partee mußte wáhl'n, dos is de richt'ge.“ Dr Moritz nahm ne Stimmzettel von Schulmäster un sapper dr Trepp nauf zun Wahllokal. Für dr Tür stand ober wieder e Maa mit Stimmzetteln. Dar loog ne Moritz mit'n Stimmzettel von dr gegnerischn Partee un saht: „Dos is ä falscher Zettel, dann Se hobn, mei Zettel, dann ich Ihn'n gab, is dr richt'ge!“ Un dordermiet nahm er dann Zettel von Schulmäster wieder wag. Endlich noch lange Hie- un Harschiebn drinne in Wahllokal, wu dr Vorstand un e paar von Gemeinderát joñn, kam dr Moritz wieder nunner in Hausflur, wu dr Schulmäster trof. Dar freget ne Moritz: „Haste dá dann Zettel neigesteckt von mir?“ „Ná“, saht dr Moritz, „dar Maa drubn an dr Tür saht, dos wár dr richtige nett.“ „Moritz!“ saht dr Schulmäster, „du bist dr dümmste Esel, dann de Walt je gesahe hot! Du háttst gescheiter geta, wenn de wárst drhem gebliebn.“ Ne Moritz hot die Red von Schulmäster tüchtig gekrúnt un 'r hot sich seitdam nimmer an 'nr Wahl beteeiligt.

Nu war aber bei dr izing Wahl e Schleppdienst eigericht worn, un do wur dr Moritz mit sánn Christel ah miet zun Wahllokal geschleppt. Dos war ene Besterzing bei die altn Zeit. Dr Moritz wár geschwind sunntigsmáßig abgezuhng zun Wahlgiehe. Aber 's Christel, du Uglisch. Die fand für Aufreging ihrn Sunntigstat nett. In dr Eil hat se ah noch ihre Schnürsenkeln verknebelt, die hinge nu ä ganz Stúck übern Schuh nunner. Endlich war se suweit, un nu gings in Steierwogn ne Dorf nauf in Gasthof, wu de Wahl war. Ne Moritz war orndlich feierlich ze Mut. Ober die Angst, die 's Christel wáhrnd die paar Minuten durchgemacht hot, alle Zeit guket'n se ah. Se hátt sich an liebs'n hinner ihrn Moritz vstekt. Nu warn se ubn in Wahllokal.

Gleich beim Neitratn frieget jedes en Briefumschlog un enn Zettel mit Ringeln un Name drauf. „Nu“, saht dr Bürgermäster, „muß jeds mol äns dort zu dare Tür naus giehe.“ Dr Moritz ging zeerst naus. In dann Stúbel stand weiter nisch wie ä Tisch un ä Ufen. Uff dann Tisch log e Farbstift mit änn Bindfadel agehängt. Ah, dacht dr Moritz, do wárd solln dos Kreiz'l drmet neigemolt warn in die Ringle. Aber wu saht dá geleich dar Maa, dar uns hargefáhrn hot, wu ich dos Kreizel neimachn soll! Hm, hm, dacht dr Moritz. Ná, ich mol überol äns nei, äns drou wárd schle richtig sei. Wie nu dr Moritz wieder raus kam, máhnet dr Bürgermäster, 'r hátt wuhl erst änn Mittigschlof drinne gehált? Nu wur a sei Christel nei in de Wahlzell, wie se dos Stúbel nanntn, gescháht.

In du liebe Zeit, dacht's Christel, was soll ich dā do hinne! Is doch gar niemand drhām do. Se leget ihrn Zettel mitfānt'n Briefumschlog uff'n Tisch un ging geleich wieder naus. Wie se nauskam, freget se dr Bürgermäster nooch'n Stimmzettel „Ei“, sah's Christel, „dann hob iech drinne uff'n Tisch gelegt, weil niemand drinne war,“ un dodermiet rānte se noch āmol nei in de Wahlzell. Aber Eil tut nett gut, wie's Christel wieder rausgeschupelt kam, ward se doch nett uff ānn Schnürsētel tratin un sto'pern. Se konnt in dar Luft rīmfsuchteln wie se wollt, 's half nīcht, wie e Licht flug se na an dann Rāstn, mō dr Bürgermäster de Stimmzetteln neistēdn tat. Dar Rāstn war odr nett zun ahhalten eigericht un flug mit grūßn Gepolter von Stuhl, uff dann 'r stand. Dr Bürgermäster stand fig auf

un wollt dann Rāstn noch drhalten, aber 's Ugelid' kimmt salt n allā, wie 'r su geschwind niebergreift, ward 'r doch sei Glos Bier ümschietn un ne Christel übern Kopp nei. War dos e toller A'blick, wie's Christel mit dr Wāhlurn uff'n Budn log un 's Bier tropet'r von Tisch runner nei ins Gesicht. Su geschwind wie's Christel hiegeflugn war, efu geschwind war se ah wieder auf. Gefahlt hot'r ah wetter nīcht, ner ewing Haut hat se an dr Wāhlurn hānge lassn.

De Wāhlurn wur wieder uff ihrn Plāz gestellt. Nu ging obr 's Gelächter lus. Dr Morik is mit fānn Christel wie e begoffner Pudel ne Dorf no, eham. 's war seine letzte Wāhl, die ar mietgemacht hat. Nār wenn wieder Wāhl war, hieß jedsmol, stieht dā ah de Wāhlurn fest?!

Schnee-Skulpturen und Launen der Natur

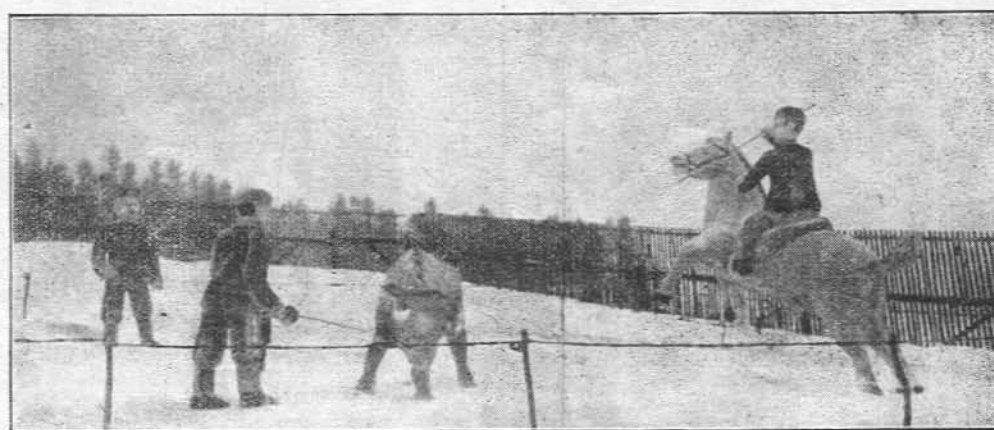
zeigen wir heute unseren Lesern im Bilde. Es ist ein seltsamer Anblick, den in Eis erstarrten Springbrunnen im Stadtpark Annaberg — auf der Begersdorfer Seite des Böhlsberges und in unmittelbarer Nähe des Forsthauses — zu sehen. Man hat einen wundervollen Eisberg vor sich, in dem sich das Licht der Sonne in bunten Farben bricht. Der Eisblock ließ für die Fontäne eine Oeffnung frei, sodaß das Wasser des Springbrunnens hoch oben von der Spitze des Eisberges herniederrieselt und immer neue Falten des Eismantels sich bilden können. Am Fuße des Eisberges haben sich kleinere Wellen und Bellen gebildet, sodaß man den Gedanken an die großen auf dem Meer schwimmenden gefahrvollen Eisberge nicht los wird, die ja schon manchem Ozeandampfer zum Verhängnis geworden sind. Das Schauspiel am Böhlsberghang lockt täglich viele Besucher an. Vor allem sind es die Photographen, die den seltsamen Eisberg dauernd umlagern und zum Gegenstand schöner Aufnahmen machen. Unsere Abbildung ist nach einer der schönsten Aufnahmen des Herrn Studienrat Langer vom Annaberger Staatsrealgymnasium hergestellt worden, dessen kunstvolle Aufnahmen bekannt sind. Im „Glückauf“-Heft finden unsere Leser eine weitere wundervolle Aufnahme des Herrn Studienrat Langer vom Fichtelberg. Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit auch noch einmal die



In Eis erstarrter Springbrunnen im Annaberger Stadtpark.

Jetzt nun ist vor dem Unterkunfts- haus auf dem Fichtelberg eine in ihrem Umfange und in ihrer Vielseitigkeit, sowie in ihrer hochkünstlerischen Anfertigung wohl einzig dastehende große, umfassende Schneeskulpturen-Gruppe entstanden, die wie ein Stück Wald für sich, von Fichten umrahmt, nicht nur für den Sportler, sondern für alle Bergbesucher hochinteressanten Anblick bietet. Es ist der bekannte Schneeskulpteur Dick aus Niederschlag, der das Ganze in Naturgröße hervorragend schuf. Da gewahrt man zunächst einen Hirsch (22-Ender), neben einer Futtertrippe stehend. Er sowohl, als auch die nahe liegende Hirschkuh sind Meisterwerke der Schneemodellierkunst in Haltung, Beinstellung, wie der ganzen Gestalt überhaupt. Nicht weit davon gewahrt man einen Fuchsba, vor demselben Meister Reinecke, den Fuß auf eine Gans gestellt. Auch diese Gruppe atmet echtes Leben voll fesselnder Anschaulichkeit. Auf einem Baumstamm unweit davon sieht man einen Jäger, so vereint sich alles zu einem trefflichen Gesamtbild, das noch dadurch erhöht wird, daß alles in herrlichen Farben gehalten ist. Die vielen, die tagein, tagaus diese herrlichen Figuren sehen, sind von ihrer Schönheit begeistert und wissen es dem

sehenwer-
ten Schnee-
skulpturen
auf dem Fich-
telberg. Die
Kunst, Schnee-
skulpturen anzu-
fertigen, hat von
Jahr zu Jahr
auch in un-
serem Erz-
gebirge mehr
und mehr An-
hänger gefunden,
u hervorragende
Arbeiten zeigen
immer aufs neue,
was auf diesem
Gebiet geleistet
werden kann. Wiederholt haben wir derartige Werke besprochen und in unseren Heimatblättern auch im Bilde wiedergegeben.



Stierkampf-Skulptur des Herrn Walter Dick in Niederschlag.

Bergwirt vom Fichtelberg-Unterkunfts- haus, Herrn Sonyka, Dank, daß er diese schöne Kunst in einem so hervorragenden Werk auf den Berg brachte. — Unser Bild nun nebenstehend zeigt uns eine andere Schneeskulptur des Herrn Walter Dick, die in Niederschlag entstanden ist und eine Stierkampfszene darstellt, die in ihrer Wirkung ebenfalls ganz prächtig ist. Der Gärtner Walter Dick aus Niederschlag ist als Schneeskulpteur schon längere Zeit bekannt, und so schuf er denn auch voriges Jahr eine herrliche Weihnachtstrippe aus Schnee.